

Pariser Chronik.

Aus der Welt des schönen Scheins.

Paris, im Juli.

Ein Star des Music-Hall, Jenny Solder, hat sich unter den Augen ihrer treuen Dienerin ins Herz geschossen. Nervöse Leberreizung, ein Liebeskummer, Zweifel an ihrer Karriere — niemand wird je die Ursache erfahren, warum das scheinbar so lebenslustige, ausgelassene Tanzgirl Freund Phanatos zum Partner rief. Nach Régine Florb, Claude France in kurzer Zeit die dritte Tagessehenswürdigkeit, die vom grellen Licht der Projektoren geblendet, nach dem Reiche der Schatten sich sehnte. Diesmal ist es keine neurathenische Veranlagung, die den Coctails und den künstlichen Paradiesen ergebene Faubourcienn' aus Marseille, sondern eine gesunde, ausgeglichene Sportnatur. Jenny Solger war geborene Aufrachterin, die Paris zur Noctivheimat gewählt und sich von ihm zum Star freieren ließ, wie so viele andere internationale Varietégrößen. Sie wußte das Clowndes des englischen Tanzgirts durch Lieblichkeit und Grazie in Paris zu affirmativieren, sie imitierte mit unergleichlicher Eleganz einen Dandy und besaß ein bestechendes Paar Augen, die kokett ins Publikum zwinkerten. Auch hatte sie gelernt, ein französisches Chanson mit Feinesse vorzutragen, woran die Ausländerinnen sonst meistens scheitern. „Y a pas beaucoup d'hommes qui résistent à ça!“ song sie mit jedem britischem Akzent, der Orchester und Zuhörer mitriß. In den Folies Bergères hatte sie die Idee gehabt, gleich einer Virtuositin aus einem kinematographischen Lichtschirm zu einem exzentrischen Tanze auf die Bühne zu springen, und im Winter 1926 war sie es, die den Black Bottom in der Revue des Palace lancierte und damit einen Augenblick Josephine Baker, die Schöpferin des Charleston, verbunkelte, was nicht wenig heißen will! Aber vergänglich wie dieser Modetanz sollte auch Jennys Wirken als Gestirn des Pariser Music-Hall sein; ein Fall bei einer Probe machte eine zweimalige Muskeloperation notwendig. Die Nerven ihrer Darbietungen, der frenetische Rhythmus ihrer Sprünge schienen nicht gemindert; aber ihre Freunde fanden sie trotz den hohen Sagen, die ihr die Direktoren bezahnten, oft entmutigt. Die Erinnerung an die in Schönheit geschiedene Gaby Deslys, an deren Seite sie debütierte, ließ sie vielschicht einen ähnlichen Abgang aus dem vergänglichsten Reiche des Theaters erräumen. Die Existenz einer Bedette, die keine Freude mehr an ihrem Triumph feiert, ist ein Martyrium: jeden Abend aufs neue gefallen, sich selbst übertreffen, einem indifferenten Publikum lächeln, den Clown spielen zu müssen — alles, nur nicht das eigene Ich sein dürfen, zerbricht auf die Dauer die Sprungfeder dieser Spielpuppen, macht aus ihnen eine „broken Dolly“.

Lebt das Publikum denjenigen gegenüber immer dankbarer, die ihm im feinsten Schauspiel einer Revue weibliche Grazie und Schönheit spenden, die mit Nachtigallentönen seine Seele aus den Niederungen des Alltags emporheben, die unter der wechselnden Maske Melopomenens allabendlich Freud und Leid des Menschenlebens mimen? Wir wohnen längst einem Nachtseife bei, welches der Theaterverband zugunsten des Feins ausgedehnter Komödianten veranstaltete. Der Lunapark, oder wie ihn Volterra umgetauft hat: Le Parc de Paris, sollte einen jener glänzenden, mondänen Abende aufstellen sehen, wie sie in der Vorkriegszeit üblich waren, und wo Tout-Paris den Bühnengrößen huldigte. Kastaden, Montagnes russes, Karussells, amerikanische Railways erfrachten in tausend Feuern, wie die beringten Hände und Diademe der Theaterköpfe, die Lichtergirls glänzen Verlebensmühen, die ein generöser Donator freigebig verschenkt, die diffusen Glasböden im Stile der Arts décoratifs und der Mond schimmern diskret, um den „Etoiles“ der Bühne als Felle zu dienen. Aus allen Theatern der Hauptstadt führen die Künstler nach Mitternacht in ihren Limousinen vor, um

ihre Posten hinter den verschiedenen Wohltätigkeitsständen einzunehmen. Kostbare Hermelinmäntel wechselten mit duffigen Tüllschleiern, glitzernde Pailetten mit griechischen Musenfokustümen. Die Argentinia trug ein prächtiges spanisches Nationalgewand. Ein elegantes Publikum in Abendtoilette und Smoking lustwandelte in der lauen Sommernacht. Es war ein Kermes, in den sich die Parfüms von Paris mischten, wo sich die Musfionen mit der Wirklichkeit begegneten, die keinen Rothurn trägt. Die majestätische Schürze, die man streifte, war die einer Primadonna der Oper, das Witzwort, das man im Vorbeigehen erhaschte, ließ eine sonore Stimme der Comédie Française erkennen, ein geschminktes Gesicht, das einen im Kampenlicht faszinierte hatte, belehrte über hohen Betrag der Jahre. Die Züge eines Schauspielers bewahrte immer einen Rest von vorabendlicher Bemalung, blaugetönte Augenlider nahmen sich jenseits der Rampe bedeutend weniger vorteilhaft aus. Es gehörte ein Stück Mut dazu, sich der Menge der Reider und der Modifiance der Kollegen außerhalb der Kulissen zu zeigen, ohne die schützende Tarnkappe der Musik, ohne die erfolgreichere Rolle, ohne die Stichworte eines geistreichen Autors. Die Gewohnheit, für die Galerie zu leben, vorteilhafte Aktivitäten einzunehmen, sich auf dem „Plateau“ zu bewegen, ließ sie selbst auf der Verliererschaukel nicht los.

Marie Seconte, die Zügel in Erdmann-Chatrains „Ami Fritz“, bot den Käufern Feinsche an, Charlotte Lyfès Iorgnierte maliziös die Paare, welche in den „Caterpillars“ einfliegen, die Darstellerin der Heroïnen Racines hütete den Brunnen der Wahrheit, Tonia Nabat, die jugendliche Liebhaberin des Théâtre Français, ließ als Zigeunerin die Linien der Hand, mit Vorliebe bei ihren Kolleginnen, denen sie glänzende Erfolge — auf dem Boulevard prophezeit, Rose Amy und Jane Aubert laben als verführerische Schleißenmammellen zur Erprobung männlicher Treffsicherheit ein. Rosenberg, für den die jungen Mädchen trotz seinen fünfzig Jahren schwärmen, fährt als Gondolier über den venezianischen Kanal, während sich Saint-Granier als Aboyeur vor einem orientalischen Tanzkabinett die Lungen heiser schreit. Eve Francis und Michel Simon spinnen abseits ein Liebesidyll. Den größten Zulauf hat Mistinguett, die vor ihrem Ententeich mit der Geschwätzigkeit eines Pariser Camelot zum Angelpunkt einladet. Meingelb wird nicht herausgegeben, dazu ist die Zeit der „Miß“ zu kostbar, auch läßt sie, nachdem sie ihre Pflicht für die alten Komödianten von Point-aux-Dames getan, ihren Kenntnissen vorfahren, den sie selbst steuert. Das Tagewort der Vielbeschäftigten ist noch nicht zu Ende: sie hat einen Kontrakt mit einem Souperlokal auf dem Montmartre!

Und die andern, dürfen sie sich ihres Festes freuen, wird ihnen gebührend, wie sie es erwarten? Wir hören respektvoll Selbstenmutter darüber klagen, daß sie niemand zum Champagner eingeladen habe. Wo ist der legendäre vieux Parisien, der die Schönen des Theaters mit galanten Höflichkeiten und Bullethen aus Parmanedien umwirbt? Man sieht nur glattrasierte Gesichter, der Sport hat, wie eine Schauspielerin meint, die Männer verwandelt. Ist es nicht auch ein wenig die Schuld der modernen Frauen selbst, die den Tänzer der Palaces, den Gigolo den höflichen alten Herren vorziehen? Und wo sind die Damen der Pariser Gesellschaft geblieben, die bei ihren Wohlthatigkeitsfesten an die Mitwirkung der Bühnenkünstler appellieren? Wir sehen einen Minister, Tardieu, der am Nachfeste erschienen ist, — er sitzt abseits mit einigen Amerikanerinnen. Die ausgeübten Schauspieler, denen Coqueluht einen sorglosen Lebensabend sichern wollte, interessieren eine Nachkriegsgesellschaft wenig, die nicht einmal die Namen der ausübenden Theaterkünstler mehr kennt! Das Publikum sucht nicht die Schauspieler, die Schauspieler werben um das Publikum! Nur das Music-Hall verleiht noch Tagesberühmtheit. So erklärt sich die neue Sitte der ersten Theaterkünstler, sich auf einer Varietébühne zu produzieren und zwischen einer atonalischen Nummer und einem Aufmarsch von „petites femmes“ den geistlosen Text eines Stetsch-Verfassers zu rezitieren. Die Felder der Bühne heißen nicht

mehr Lucien Guirry, Mounet-Sully — sondern Maurice Chevalier.

Nachdem die Berühmtheit dieser männlichen Bedette des „Casino de Paris“ bis nach America gedungen ist und Maurice Chevalier in Hollywood demnach Douglas Fairbanks und Adolphe Menjou Konkurrenz machen wird, scheint es an der Zeit, daß wir unsere Leser mit diesem repräsentativen Franzosen: beau garçon, sportlich-elegant, sympathisch, gewandter Tänzer, humoristischer Coupletanfänger, heimatberechtigt in Ménilmontant, bekannt machen. Es wäre nicht zu verwundern wenn vor Ablauf eines Jahres die jungen Leute beider Kontinente statt der Hornbrille Harold Lloyd's den berühmten Strohhut Chevaliers auf dem Ohr tragen werden. Dieser Chansonnier des Kaffee-Konzert, der allein aus der berühmten Garde der Dramen, Mayol, Boucot, Polin, den Wind zu spüren wußte und heute mit dem Direktor des größten Music-Hall allabendlich die Einnahme teilt, ist ein Pariser Straßensjunge, der sich in verschiedenen Metiers versucht, und durch seinen unverwundlichen Glauben an sich selbst über alle Hindernisse, die sich einem Artisten entgegenstellen, triumphiert hat. „Im Music-Hall muß man sich fortwährend erneuern, einem zahlreichen und kosmopolitischen Publikum zu gefallen wissen. Zum Glück für uns, daß die Sprache der Reime von aller Welt verstanden wird!“ schreibt er in seinen Memoiren „De Ménilmontant au Casino de Paris“ (Gebt. Grasset). Als Statist in den Vorkriegsrevuen, die noch nicht den Aufwand der heutigen kosteten, begann er seine Laufbahn, umlagerte in der Schar der ausgeübten Artisten und stelltenlos Sängern die Theaterakturen des Boulevard de Strasbourg, um einen „tour de chant“ am Sonntagmittag in einer Provinzstadt zu ergattern. Seine „gueule sympathique“, sein Faubourgjargon öffneten ihm das „Eden-Kaffee“ in Asnières, wo er in einer Gesangsnummer reussierte. „Tiens, voilà Chevalier!“ hörte er seine erste Bewunderin sagen, der sein ritterlicher Name auf der Waise gefallen hatte. Nun durfte er sich den damaligen Größen des Boulevardbarbiets: Polaire, Mistinguett nähern, sich von Mayol, dessen Haarwisch und Nageldeckenschraub an Knopfloch in Mode waren, protegieren lassen. In der Provinz absolvierte Chevalier seine Lehrjahre; die Regel will, daß ein Artist in Marseille gefallen haben muß, bevor er in Paris angenommen wird. Seiner Sangeskunst und seinen komischen Imitationen folgte er die „gigue“, das rhythmische Klappern mit den Schuhsohlen und das „Schlittschuhlaufen“ auf dem Parkett bei, er lernte das Boxen und den englischen Schid. Bereits 1908 wird er der Partner Mistinguetts. Das künstlerische Jdyl der beiden, die anderthalb Jahrzehnte später die unjubilsten Stars des „Casino de Paris“ wurden, und dem Pariser Music-Hall eine ungeahnte finanzielle Konjunktur bescherten, begann mit einer Eifersuchtszene, wie es mit einer solchen endete! Chevalier sang als Kriegsgesangener im Lager von Alten Grabow bei Magdeburg, wo er wie Cyrano den Gasconner Kadetten Heimweh und Hunger mit pariserischen Weisen austrieb. Die Wandlungen, die das Music-Hall durch die Invasion der angelsächsischen Woden und der Jazzmusik in der Nachkriegszeit erfahren hatte, begünstigten einen agierenden Chansonnier wie Chevalier. Als amerikanischer Matröse mit elefantenschnigen Hosen parodierte er die Panfeste, welche die Zuschaueräume füllten. Oder er formt ein englisches Baby-Lied zu dem reizvollen Tanzduett mit Yvonne Balfe, seiner spätere Frau, die er lehrte, wie man die Kohlköpfe pflanzt, aus denen in Frankreich die Kinder stammen: „Dites-moi, M'ieur Chevalier — Quoi donc, M'selle Vallee?“ Auch in der Tanzoperette versucht er sich mit Glück. Mit einem Worte, er wird der Liebling des Publikums. Willmes und Rip schreiben für ihn Chansons, die Zeichner popularisieren seine Silhouette, Madame de Noailles dichtet ihn als modernen Hippolyte an, in den Dancoings spielen die Orchester seine Erfolge, die Gramophonplatte trägt sie in alle Welt. Daß Maurice Chevalier trotz allem das natürliche Pariser Kind blieb, dem der Triumph nicht zu Kopf gestiegen ist, spricht zu seinem Vorteil.

Streifzug durch deutsche Ausstellungen.

4. Die Berliner Ernährungs-Ausstellung.

Dr. E. J. Ueber die eine der zurzeit in Deutschland abgehaltenen Schauen, die Berliner „Fressa“ (Brot-Ausstellung) ist fleißig in alle Welt berichtet worden; — vermutlich weil ihr die besten Beziehungen zur breitesten Öffentlichkeit schon in die Wiege gelegt waren. Dagegen ist geringe Kenntnis ins Ausland gedungen über die zweite Veranstaltung, die der Berliner Volkswitz mit dem Namen „Fressa“ benannt hat: die Ernährungs-Ausstellung, die seit Mai ihre Pforten auf 100 Tage in den Riesenhallen des Berliner Messengeländes geöffnet hat. Und doch verdient sie in mehr als einer Beziehung die größte Beachtung. Zunächst durch ihre bewußt gewählte Eigenart; ferner durch ihre scharfe Zielsetzung und die großzügige und „zielsichere“ Weise, mit der sie ihre Aufgabe zu erfüllen weiß.

Die ausgesprochene Eigenart hängt damit zusammen, daß man zum vordereinsten jenem Jahrmarktcharakter aus dem Wege zu gehen entschlossen war, der so viele der modernen Ausstellungen teilweise auf die Stufe von Warenmessen, Vergnügungsparks und selbst ganz gewöhnlichen Rummelplätzen herabdrückte. Es scheint sich dann diesen Bestrebungen ein neuer Typ der großen Schauen herauszubilden; einen Vorläufer hatte die gegenwärtige Ausstellung in der Berliner Werkstoffschau. Diese Art Ausstellungen bezweckt möglichst erschöpfende Uebersicht über ein bestimmtes, scharf abgegrenztes Gebiet menschlicher Betätigung zu schaffen und die Erkenntnis möglichst breiten Volksschichten zu vermitteln. Der Schwerpunkt wird dadurch auf die systematische Anordnung und Durcharbeitung verlegt. Es entstehen Veranstaltungen, die einen großartigen Anschauungsunterricht für ernste Belehrung bilden, unter Ablehnung jeglicher sensationellen Anreize für müßige und neugierige Gaffer. Im Interesse der systematischen Vollständigkeit mußte die ermittelnde, dem Besucher verwirrende, nur der geschäftlichen Konkurrenz dienende und sich hübenfach wiederholende Mannigfaltigkeit weichen; es wurde der Grundsatz streng durchgeführt, daß zwar jedes einschlägige Gewerbe im Betriebe gezeigt werden solle, aber jeweils nur an einem einzigen Musterbeispiel. Man kam damit auch zugleich jener wachsenden Ausstellungsmüdigkeit der Erwerbskreise entgegen, die sich vielfach zu scharfem Unmut gesteigert hat, angesichts eines überhandnehmenden Freibeutertums im Ausstellungswesen. Unter dem Vorwand des „Wiederaufbaus“ hatten sich in den letzten Jahren in Deutschland wilde Ausstellungsunternehmen zur Kanphlage entwickelt. Wenn auch von der Beschädigung keine Förderung für die Aussteller zu erwarten war, konnte ein Fehlen jedoch gegenüber der Konkurrenz ins Hintertreffen bringen. Darum lag in diesen wilden Veranstaltungen eine Schröpfung für die Geschäftswelt, durch welche ihrer Arbeits- und Finanzkraft große Opfer auferlegt wurden.

Diesmal ist solcher erzwungener Massenaufmarsch unterblieben, von dem auch dem Besucher nur der Kopf wirbelte, wenn er teilnehmende Pflüge oder Sämaschinen, hübenweise Stände von Küchengeräten usw. aufgesehen findet. Im Gegenteil? Je ein müßiger Betrieb führt jedes Gewerbe vor Augen; eine sabelhafte Grobbäckerei wendet ab mit einer blühenden Margarinefabrik nebst Delmühle; daneben eine Kaffeerösterei, eine Zigarettenfabrik und weiterhin eine Hochseefischerer uff. Dank solcher weisen Selbstbeschränkung gewinnt die Ausstellung ungewöhnlich stark an Uebersichtlichkeit und Ueberzeugungskraft.

Worauf diese Ueberzeugungskraft gerichtet sein will, geht aus dem Untertitel hervor, den sich die Ausstellung gibt. Er heißt: „Ausstellung für gesunde und zweckmäßige Ernährung“. Die Tragweite solcher Auffklärung kann nirgends deutlicher geworden sein als dem deutschen Volke, das die furchtbaren Erfahrungen der Lebenszeit im Weltkrieg und während der nachfolgenden Blockade hinter sich hat. Es gibt für alle Volkshaushalte kaum ein anderes Gebiet, auf welchem

Duffende Schmetterlinge.

Es fehlt den Schmetterlingen zur Blumenhastigkeit nur, daß sie duften — sagte mir neulich jemand.

Dann haben Sie Ihre Nase noch nie zwischen die Flügel eines Kohlflehlings oder eines Totenkopfes gehalten — erlaube ich mir zu entgegnen. Das hatte die sonst doch recht neugierige Seele noch nie getan. Es wäre ihr sonst nicht entgangen, daß recht viele Schmetterlinge auch insofern die Sprache der Blumen sprechen, als sie seine Düfte verstehen, die für jede Art typisch sind.

Die Biologen haben das schon vor einer guten Weile bemerkt, aber ihr Wissen ist für die meisten Menschen verschollen geblieben. Sie haben auch entdeckt, daß jene Düfte in bestimmten Organen hergestellt werden, und daß sich die Geschlechter an ihren ätherischen Ausdünstungen erkennen.

Die Duftwerkzeuge der Schmetterlinge sind außerordentlich vielgestaltig. Am häufigsten sind sie dort angebracht, wo man sie zu allererst suchen würde; sie stehen auf den Flügeln.

Die Flügel, die den Schmetterling vergeffen lassen, daß er nahezu nicht mehr gehen kann, sind papierartige Auswüchse des Mittelkörpers, von Andern durchwachsen und mit mikroskopisch feinen Schuppen bedeckt, trockenen Abkömmlingen der Haut, die auch den Leib und die Gliedmaßen mit einem mehrlagigen Reif überziehen. Sehr verschieden an Größe und Form, hier enger, dort weiter stehend, sind die Schuppen die Träger der Farben und all jener Schönheit, die in der abwechsel-

ungsreichen Flügelzeichnung gefangen ist. Sie decken sich dichtgedrängt, zu flachen aber so locker, daß sie bei der leisesten Berührung abgestreift werden. Als pubertartiger Staub bleiben sie auf den Fingern zurück und können nicht wieder erneuert werden.

Zwischen diesen farbigen Dachziegelschuppen findet man bei vielen Schmetterlingen, vorab den Männchen, Schuppengebilde von abweichender Form zerstreut, die oft unterfucht worden sind, ohne daß man über ihre Bedeutung ins reine gekommen wäre. Ihrer Gestalt und Bauweise nach erinnern sie bald an Pflanzenhaare, bald ahmen ihre mikroskopischen Körper die Form eines Lorbeerblattes, einer langgestielten Getreideähre, eines Köpfels, einer Bogelfeder oder eines säulenförmigen Stempelgebildes mit zerfärrtem Narbenkopf nach. Eine Zeitlang wurden sie für Mitteilgebilde, später für Atmungswerkzeuge gehalten, bis Fritz Müller entdeckte, daß ihre Innerräume von duffenden Ausdünstungen angefüllt sind. Die Schuppen selbst sind nur die Periständer der aromatischen Öle; ihre Oberfläche ist zu diesem Zweck brünnelartig von vielen feinen Poren durchbrochen: — ein Forscher hat bei manchen Schuppen bis zu 2000 solcher Abzugslöcher gezählt! Die Duffstoffe selbst werden in besonderen Drüsenzellen am Fußstiel der Schuppen gebraut und zu geeigneter Zeit durch ein schwammartiges Zwischenwebende in die Verdunstungskörper weitergeleitet.

Daß der Ausdruck „aromatisch“ auch dann nicht übertrieben ist, wenn man die Art der Schmetterlingsdüfte am Urteil menschlicher Geschmacksrichtungen mißt, wird von den Kennern der Materie allgemein zugegeben. Beim kleinen Kohlflehlings

hat man nach dem Zerreiben der Flügel einen Duft an den Fingern, der unbestimmt zwischen Zitronenbrot und einem Nebengeruch von etwas Nüchternem schwankt, bei andern werden vanille-, moschus-, honig- oder baldrianartige Ausdünstungen wahrgenommen. Manche freilich enttäuschen die menschliche Nase oder beleidigen sie; so erinnert der Flügelduft des kleinen Bläulings, der im Hochsommer gern in großen Gesellschaften an Wasserflüssen der Straßen und sonstigen feuchten Begießungen spielt, an Mäuse. Daneben gibt es Duffschuppen, die für unsere Nase geruchlos sind, sicher aber nicht für die Falter.

Entweder stehen die Duffschuppen, die nichts anderes als ungebildete Fortschuppen sind, regellos über die ganze Oberfläche des Flügels zerstreut (Bläuling und Kohlflehlings), oder sie rücken an bestimmten Stellen der Flügelränder und Flügeladern stedenartig zusammen; so ist es bei den kleinen roßgelben Heufaltern, die während des Sommers Kleckser und Wiesen mit ihrem Spendel bedecken. Manchmal sind auch besondere Vorrichtungen zum Schutze der leicht verletzlichen Gebilde vorhanden. Im einfachsten Fall werden sie diesem Zweck die Flügelränder, an denen sie liegen, tragenartig herumgeschlagen und die Dufffelder unter der Klappe versteckt; oder sie werden, wie beim wunderbaren Kaisermantel unterer Waldkäfer und dem schwarzweißpunktierter Würfelkäfer der Wiesen, in besonderen Flügelstücken versorgt. In seltenen Fällen treten sie auch auf die Unterseiten der Flügel über.

Das Vorkommen der Duftorgane bleibt nun aber keineswegs auf die Flügel beschränkt. Sie finden ihren Platz auch an den Beinen oder am

Leib. Die Schuppenform wird in diesem Fall zugunsten der schlanken Haar- oder Federform aufgegeben; gleichzeitig werden die Duffhaare pinselartig zusammengerafft. Jedes der drei Beinpaare des Schmetterlings kann aussersehen werden, die Duffpinsel zu tragen; die schon durch ihre Länge dem gewöhnlichen Haarbesatz überlegen sind. Beim blauen Urdenband, einem herrlich gefärbten und gezeichneten Schmetterling, ebenso beim gewöhnlichen roten und beim Karminurdenband, alle bei uns zu Hause, stehen die Duffbüschel groß und braun an den Vorderbeinen, bei den dunklen Mohrenaltern unserer Gebirge und Mittelgebirge sind sie auf die Schienen der Mittelbeine gerückt, beim Malvenschwärmer südlicher Länder werden sie auf den Hinterbeinen gefunden. Besonders berühmt ist der Wurzelbohrer, ein Dämmerungsfalter. Seine Hinterbeine sind kumpfförmig verdickt und dienen nicht mehr zum Gehen, sondern sind in regelrechte Duffbüschel verwandelt, die in besonderen Leibestaschen verborgen werden. Erst wenn der Schmetterling sich auf die Suche nach dem im Gras verborgenen Weibchen macht, zieht er die Duffbüschel wie zwei Flaggen hervor. Der Geruch soll an Walderdbeeren erinnern, was alles zusammen einen fliegenden Delikatessenladen ergibt.

Die Ausbildung der Dufteinrichtungen zu selbständigen Organen ist am weitesten bei jenen Formen geblieben, bei denen die Duftwerkzeuge am Körper selbst angebracht sind; sie haben zwar die Pinselform beibehalten, aber die Pinsel können bäumchenartig gegliedert sein und sind stets in besonderen Leibestaschen, dicht hinter den Flügelgelenken verborgen; eine Öffnung führt die

so ungeheure Summen abnungslos, d. h. aus einfacher Unkenntnis verschwendet werden, wie auf dem der Ernährung. Dies gilt durchaus nicht etwa, wie anzunehmen nahe läge, nur für die Schlemmermahlzeiten prästendierender Reicher, sondern nicht minder für den ärmlichen Haushalt des Proletariats, wo aus Unkenntnis oder Sorglosigkeit unausgesetzt die schwersten Verstöße gegen die gesunde und zweckmäßige Ernährung begangen werden. Bei einer Streife durch die Ausstellung fällt es jedem wie Schuppen von den Augen, ob der ungeheuren Fehler, die alltäglich wider die rationelle Ernährungsweise vorkommen; Fehler, die bewirken, daß nicht allein teuer erwirtschaftete Nahrungsmittel gänzlich nutzlos verbraucht werden, sondern vielfach auch sogar zum Schaden des menschlichen Organismus Anwendung finden. Hierin Wandel schaffen zu helfen, ist Aufgabe der Ausstellung. Sie will ihre Aufklärung in alle Kreise tragen, arm und reich, Behörden und Private, Jungesellen und Familien. Sie will dem Volkswirt und Politiker die große Wichtigkeit der bestmöglichen Gestaltung der heute oft trostlosen Verhältnisse unserer Ernährungswirtschaft nahe bringen, aber damit auch bis in die Arbeiterküche dringen, in deren bescheidenem Kochtopf unbewußt oft sinnwärrige Verschwendung betrieben wird, die sich dann gewaltig summieren.

Die Darstellung dieses Problems wird nach drei Gesichtspunkten unternommen, woraus sich im Wesentlichen auch die räumliche Einteilung ergibt. Zunächst wird über die physiologischen Vorgänge nach den neuesten Forschungen der Wissenschaften aufgeklärt. Nichtiges Verständnis für diese ist Voraussetzung für richtige Einsicht in alle weiteren Probleme, weil wir vor allem wissen müssen, wie die dem Körper zugeführten Nahrungsmittel verarbeitet und ausgenutzt werden. Erst dann kann zum zweiten Teil geschritten werden, der alles umfaßt, was die Wirtschaftlichkeit bei Beschaffung und Verwendung der Nahrungsmittel betrifft. An dritter Stelle schließt sich daran die Uebersicht über die sozialen Einrichtungen, durch welche Aufgaben der Ernährung gelöst werden: Massenverpflegung aller Art wie Versorgung von Landheer und Marine, Speisebetriebe in Armenhäusern, Küchenwesen in Gefängnissen, Krankenhäusern, Kinderhorten, Altersheimen, Fabrikantinnen usw. Dann aber reicht, wie wir sehen, die Ernährungsweise — und nicht zuletzt! — bis in den kleinsten Einzelfamilienhaushalt hinein. Alle diese Dinge sind in vorzüglicher Weise „veranschaulicht“, d. h. durch Musterdarstellungen in natura, durch Modelle, Schaubilder, Dioramen, plastische Nachbildungen, Diagramme und Tabellen dargestellt.

Aus Gesagtem ergibt sich schon, daß die „Ernährungsausstellung“ nicht verwechselt werden darf mit der letztjährigen Kochkunstausstellung. In dieser überwiegt noch gänzlich das kulinarische Problem, indem die möglichst schmackhafte Zubereitung der zur Verfügung stehenden Nahrungsmittel zur Frage stand, während Zweckmäßigkeit und Wohlfeilheit der Speisen nur nebenher Erörterung fanden. Bei der heutigen Ernährungsausstellung ist dies völlig umgekehrt: die Kardinalfrage bildet das Physiologische und das Delonemische; für beides wird der höchste Nutzeffekt gesucht. Nämlich gliedert sich die Schau in die erste Halle, in der alles Ernährungswissenschaftliche seinen Platz gefunden hat: Hygiene der Ernährung, physiologische Ausnutzung der Nahrung nebst ihrer Umsetzung in Arbeitsenergie usw. Den Kernpunkt bildet die aus Dresden entlehnte Sonderschau „Der Mensch und seine Ernährung“. Endlich sind hier die Probleme der Massenverpflegung behandelt. Auch das Kulturhistorische gelangt hier zur Schilderung. Die zweite Halle ist der Technik des Ernährungswesens gewidmet. Da finden wir ganze Fabrikbetriebe in vollem Gang: Brotfabrik im Riesenausmaß, Konditorei, Metzgerei mit allen Abzweigungen der Fleischverarbeitung, Eisfabrik, Brauerei, Schokoladenindustrie, Margarine, Milchverarbeitung und vieles andere mehr. Die dritte Halle aber ist die Residenz der Hausfrau, mit allen Vervollständigungen des Küchenwesens und Rationalisierung der Kocharbeit. Die Ausstellung ist im Wesentlichen eine deutsche. Doch haben sich Holland und Desterreich daran beteiligt. Das Darzubotene hat jedoch allgemeines Interesse, und es ist zu wünschen, daß recht viele Ausländer an dieser ungewöhnlich reichen Quelle der Erkenntnis schöpfen mögen.

Düfte nach außen. Unser Totenkopf, der nach Rotten riecht, Windenschwärmer, Liguster- und Kleanderchwärmer, also gerade die schnellsten Flieger, verhalten sich in dieser Weise. Noch einen Schritt weiter machen einige asiatische und südamerikanische Prachtvögel aus der Gruppe der Danaiden. Bei ihnen sind die Duftorgane durch ein feines Blutgefäßnetz derart mit dem Leibesinnern verbunden, daß sie unter Mitwirkung des Blutdrucks aus den Luftröhren hervorgehoben und dort fächer- oder garbenartig ausgebreitet werden können. Bei einer afrikanischen Gule nehmen sie dabei die Gestalt straußenfederartiger hellgelber Büschel an, die am Rücken entspringen, bei andern brechen sie aus der Hinterleibspitze hervor und erinnern an die weißen Fruchtstände des Löwenjähns.

Das vielgestaltige Nebeneinander dieser Duftapparate und ihr Vorkommen an den verschiedenartigsten Körperteilen deutet nicht auf das Vorhandensein eines besonderen Entwicklungsplanes hin, der gefalteten würde, die vollkommensten Duftwerkzeuge als direkte Weiterbildungen der Duftorgane von einfacher Beschaffenheit anzusehen. Verwandte Formen haben oft Dufteinrichtungen grundsätzlich verschiedenartiger Art, während bei Schmetterlingen, die sehr weit auseinanderliegenden Muttersämen angehören, der gleiche Dufttypus wiederkehrt. Das deutet darauf hin, daß diese Organe immer wieder ganz unabhängig voneinander entstanden sind: es ist wie in einer

Wuchernde Schundliteratur.

(Ein Bild in die Schulmappen unserer Jungen.)

F. B. „Alles liest Frank Allan!“ Der Junge, der dies zu seiner Entschuldigung vorbrachte, hatte nur zu recht.

In einem einzigen Stadtkreis, in welchem bis jetzt eine genauere Untersuchung durchgeführt ist, sind über tausend solcher Schundbändchen in Umlauf. Ganze Schulhäuser sind davon verseucht, keine Klasse, die nicht irgendwie von dieser zwingenden Sucht ergriffen, kein Alter lesehundiger Vuben und Mädchen, das verschont geblieben. Frank Allan, „der Rächer der Enterbten, der Weltmeisterdetektiv“, übt durch seine angeblichen Spürsachen unter der Verbrechertwelt aller Länder eine unheimliche Macht auf unsere aufwachsenden Jungen aus. Wer diesem Lesestoff verfallen ist, kann sich nicht mehr davon befreien. Die Reueingeweihten hatten erst ein halbes Duzend Bändchen gelesen, die Vertrauteren aber hatten bis zum Untersuchungstag zwischen 50 und 200 verschlungen. Ein Sekundarschüler lieferte ein Verzeichnis von 120 gekauften Nummern. In einem einzigen Morgen sammelten sich bei mir aus Schultaschen und Hofentaschen 170 arg zerlesene Bändchen, aus einem ganzen Duzend Klassen stammend.

Allgemeines Ersauern unter der Lehrerschaft: Unter den Hauptlehrern waren auch führende Schüler aus guten Familien, anhängliche Jungen, von denen man glaubte, ihr ganzes Vertrauen zu besitzen. Wie war ein solch gefeiertes Umschlagereisen dieser gefährlichen Lesewut jetzt Jahren möglich? Ist man heute nicht eher geneigt, den Kampf gegen diese Art Schundliteratur als erledigt zu betrachten, legt, wo sich alle Kräfte der Erziehungslehre zur Abwehr des schlechten Films? Und ist nicht jede Deutschstunde voll von begeistertem Werben für das gute Buch?

Gewiß. Und doch wuchert in sorgfältig gepflegtem Boden unheimliches Schlinggewächs, überall feste Wurzeln schlagend und unter einer verborgenen Dede zahlreiche lichtscheue Keimlinge treibend. Duzendweise haben die Verbrecherbündchen in Was im Schulfach des Sekundarschülers. Wer Frank Allan trübsüchtig geworden ist, sucht unbewußt neue, noch nicht angestechte Kameraden in die Niederungen dieser Gauner- und Schurkengeschichten herabzuziehen. In fiebernder Hast werden die Bändchen verschlungen. Sie wandern von Schultasche zu Schultasche, von Brusttasche zu Brusttasche, ängstlich vor jeder Entdeckung bewahrt. Aber die Angst schließt nicht vor neuen Verschönerungen. Dafür sorgen die Hinweise auf neue Bändchen, die in den Text eingestreut sind. Ein Beispiel: „Polizeifeld C.“, noch vom letzten schaurigen Vorkommnis in lebhafter Unruhe... Anmerkung unten: „Man lese Band 363: Eine Minute vor 24 Uhr.“

Wo die Eltern im wohlmeinenden Bauen auf die Redlichkeit ihres Kindes nicht bedacht haben, liegen die Bändchen hübschweise in Schachteln verborgen. Aeltere Geschwister, Coiffeurlehrlinge und Schlosserjungen, Handelschüler und Gymnasialisten, Lehrlinge auf Schreibstühlen und Ladenmädchen sind eifrig auf die Versorgung der Schulpflichtigen mit geheimnisvollem Lesestoff bedacht. Wer in der zwingenden Not nicht gleich einen lieferungsfähigen Freund neben sich hat und just nicht über Taschengeld verfügt, der sucht sich Geld zu erwerben. Kupferabfälle werden gesucht und verkauft, zu Hause wird eine Kleinigkeit „gefunten“ und für neue Bändchen umgesetzt. Und alle wachen wieder durch zwanzig Hände, wie unheimliche Schlangen erwachend, für alle Schönheiten des Lebens offene Kinderherzen vergiftend. Wohl haben Lehrer einige Bändchen entdeckt und unter erster Ernährung weggenommen. Wohl ist manche Mutter beim Aufräumen auf ein Bündel gestoßen, hat es verbrannt und dem Kinde gedroht, im Wiederholungsfall „zum Lehrer zu gehen“. Weit seltener ist ein Vater dahinter gekommen. Wo dies aber geschieht, ist, haben mit überreicher Ueberzeugung in der Methode väterliche Hiebe ihre bestimmte Wirkung getan.

Aber trotz einzelnen scharf gefeierten Ohrfeigen und Abschweifungen ist die Bewegung weitergegangen. Die Bändchen sind raffig, spannend und etwa auch gefährlich! haben mit Knaben gestanden mit dem Ausdruck großer Erleichterung, endlich von diesem unheimlichen Bann erlöst zu sein. Die Lesewut hat sie fast länger Zeit die Aufgaben vergessen lassen. Diese Bändchen, vor dem Schlafengehen oder in irgend einem Versteck gelesen, waren schuld an der Schläfrigkeit der Jungen im Unterricht, an den zerstreuten Antworten wie an den stüchtigen schriftlichen Arbeiten, an der geschwänzten Klavierstunde wie an der Vernachlässigung des Violinpiels. Der Zauber der in den Bändchen geschilderten Welt hat einen Achtsamer vom Unterricht weg in die Wälder hinausgelockt. Nachts hat man ihn schlafend auf dem Balkon der elterlichen Wohnung gefunden, ein Frank Allan-

Stadt, wo man in tausend Häusern zu Mittag kocht; manchmal gibt es im Norden und Süden auch recht verschiedenen Gründen das gleiche.

Lange Zeit hat man die Duftorgane für einen ausschließlichen Besitz der Männchen gehalten; neuerdings hat man sie immer häufiger auch bei Weibchen bemerkt. Aber gerade von den Weibchen des Nachtpfauenauges, die von den Männchen mit absoluter Sicherheit über sehr weite Entfernungen aufgespürt werden, sind sie meines Wissens noch nicht beschrieben.

Es ist eine hübsche, harmlose und eigensinnige Welt, die sich in diesen Einrichtungen erschließt; sie ist der Werkstatt des Gros entsprungen.

Adolf Koeßch.

Kleine Chronik.

Kunst in Aarau. G. S. Aarau ist wohl eine der wenigen Kleinstädte unseres Landes, die regelmäßig durch jährliche Einlagen in einen besonderen Fonds die bildende Kunst aus Gemeindemitteln unterstützt. Wenn es jährlich auch nur 2000 Fr. sind, so läßt sich aus diesen Mitteln, je einige Jahre zusammengekommen, Wertvolles schaffen. So erhielt Otto Wyler bei Anlaß der großartigen Torerweiterung den Auftrag für ein Wandbild an einem aus Tor anstehenden Hause. Der Künstler entledigte sich seiner Aufgabe in musterwürdiger Weise. Zwei Marktfrauen (der Platz und die anstehende

Büchlein in der Tasche. Drei Tage später ist er überhaupt nicht mehr heimgekommen.

Wahnen solche Vorkommnisse nicht zum Aufsehen? Muß man als Lehrer nicht alles wie einen lähmenden Schlag empfinden, wenn man mit lobendem Feuererfahre starke Menschen heranzubilden sucht, junge Menschen, die mit sicherem Bewußtsein zwischen Gut und Böse wählen? Muß die Eltern nicht ein kalter Schauer durchfahren, wenn sie hören, daß ihre liebevoll überwachten Kinder in solchen Schmutzbestehen ihre erste geistige Nahrung suchen? Man lese nur ein paar Titel: „Die Mädchenfalle am Hudson — Das Frauenhaus in Kairo — Der Kenner von New-York! — In Würgerkrallen — Der Vampyr von Amsterdamm“ u. a.

Hunderte von Nummern liegen den Kindern zur Auswahl bereit. Ein farbiges Deckelbild, in der Art gewisser Kinoplatee eine schaurige Szene darstellend, reizt die Neugierde. Warum auch nicht? Die Eltern strömen ja auch zu allerlei Filmvorführungen. Blendende Zeitungsinserate, auf den plumpsten Massenfang angelegt, erwecken die höchsten Erwartungen. Warum soll sich der Junge um 15 Kapfen nicht auch einen kleinen, ähnlichen Genuß im Verborgenen verschaffen?

Und wie berückend wirken die Lieblingsgestalten in diesen Büchlein und die gruseligen Geschehnisse auf das flammende Kindergehirn! Barone, Grafen und Börsenmänner sind Falschmünzer, Scherker, Verbrecher und Mörder. Die „rautendeinhaitige Schauspielerin Mia im Boudoir wird ermordet, weil das Liebesverhältnis nicht ohne Folgen blieb“. Spickratten, Mauerletterer, sadistische Männer und Kindsmörder, immer den höchsten Lieblingsgestalten. Und unter ihnen bewegt sich der „weißbannete Frank Allan“, mit dem Verbrecher in der Kralle jedem Verbrecher auf die Spur kommend. Gerade dieser Zug ist es, der allen befragten Knaben größte Bewunderung abgerungen hat.

„Nein!“ höre ich manche Mutter ausrufen, „in solchem Schmutz wühlt mein Junge nie!“ — Vielleicht hat sie recht. Die Feststellungen haben aber ergeben, daß kein Stand vor dieser Anfechtung Schutz gewährt. Trotz aller Bildungsarbeit durch Schule und Heim besitzen die jugendlichen Leser noch nicht das Verständnis für dieses moderne Barbarentum, das hier verherrlicht wird, für die ungläublichen Gefühlsroheiten und groben Unwahrscheinlichkeiten, für die schmutzigen Hinweise mit den befehlgebenden Gedankenstrichen auf Neuzerlegungen der Lüfterheit, auf krankhafte Vererbung u. a. In jedem Text häufen sich Selbstmorde und Morde. Die Darstellung geht immer auf einen neuen Verzeißel aus. In taufenderlei Gestalt verfolgt der Rächer der Enterbten die Verbrecher. Und wenn der Verfolgte Selbstmord begeht, legt ihm ein Freund die Hand auf die Achsel und spricht: „Ja, er ist tot! Und nun kommen Sie zur eisgefühltsten Bowle!“ Zigaretten, Flaschenweine rüden vor oder nach den Heldentaten massenhaft auf. Alle modernen Erzeugnisse der Technik, Rundfunk, Auto und Drahtbericht sind die dienstbaren Helfer bei den unüberprüfbar Heldentaten des Mannes in den Winkel der entfeinsten Weltstädte. Und bei all diesen erzählten Ungeheuerlichkeiten geht der laubere Leipzig'er Verlag noch darauf aus, die überlegende Kraft des Deutschen in der Welt zu zeigen. Wahrsich, ein nettes Mittel!

Warum diese Hinweise? Weil es nötig ist, daß alle, die mit der Erziehung zu tun haben, trotz allem innern Widerstreben sich eingehend mit dem Inhalt dieser Schundbündchen befassen. Gerade für aufgeweckte Jungen genügen müllerde Ermahnungen nicht, wenn sie bloß verweisen ohne viellecht aus Angst vor dem Wiederentdecken durch den Lehrer keine Büchlein mehr gelesen. Aber weder die Angst noch eine Tracht Prügel ist das geeignete Mittel zur richtigen Veranpung. Dieses habe ich gespürt, als die Knaben vor mir ihr Gewissen entlasteten. Keiner war darunter, der nicht gewußt hätte, daß er unrecht handelte. Keiner aber wußte bestimmt warum.

Erst die Steigerung der Urteilsfähigkeit kann unsere Jungen fest machen. Das gute Beispiel wirkt erst durchgreifend, wenn ihm wiederholt in klarer Weise die groben Unwahrscheinlichkeiten einer unwahren Darstellung gegenübergestellt werden. (Scheds von 200,000 Franken werden im Sandumdeben unterschrieben, im Vorbeigehen auf einer Bank Millionenvermögen unauffällig abgehoben, Ballonfahrer stürzen ins einsame Meer, um gleich hernach „aus schwindelnder Höhe in die Tiefe zu sausen“, in dicke Baumtronen hinein, alles nur damit ein neuer schrecklicher Moment sich anreihen kann, usw.). Nur durch das Gegenbeispiel sieht der vergiftete Junge das Gold lauterer Dichtersprache ergänzen, nur so wird sein verdüfterter Sinn wieder auf das gute Buch hingelenkt.

Strassenallee werden als Gemüsemarkt benützt haben sich linear und in der farbigen Haltung vom Untergrund wirksam ab und tragen ins altertümliche Stadtbild zusammen mit der originellen Bemalung der beiden Tore eine farbenfrohe Note. Zu gleicher Zeit hat auch E. Maurer sein eindrucksvolles Fresko auf der andern Seite des Tores, die Mobilisation im Jahre 1914 darstellend, erneuert und ergänzt.

Theaternotizen. Die städtischen Behörden von Wien erteilten dem Schauspieler Emil Verlich die Konzession zur Eröffnung einer „Schauspielbühne im Stadttheater“ im Herbst; damit soll diese früher so renommierte Operettenbühne, die durch schlechten Geschäftsgang schon lange genötigt war, ihr Personal auf Teilung spielen zu lassen, als sozialdemokratische Volksbühne weitergeführt werden. — Bei der Uraufführung am Münchner Residenztheater trug ein dreilaktiges Lustspiel des Wiener's Ludwig Hirschfeld „Die Frau, die jeder sucht“ einen lebhaften Beifallserfolg davon. Auch am Schauspielhaus in Köln wurde das Stück mit kräftigem Beifall aufgenommen. — Der junge Wiener Schriftsteller Hermann Heinz Ortner erhielt für seine dramatische Legende „Tobias Wunderlich“ den von der Stadt Wien für 1928 für hervorragende Werke der Dichtkunst ausgefetzten Preis von 1000 Schilling; das Stück kommt im Herbst im Burgtheater zur Uraufführung.

Und lesen will er. Trotz tüchtiger Sprachnahme durch Sekundarschule und Musikunterricht, trotz erweitertem Turnbetrieb in Abendstunden, trotz aller Sportbegeisterung liebt der Stadtlunge von heute noch sehr viel. Diefelben Schüler, die hübschweise Frank-Allan-Bändchen verschaffen, besitzen Duzende von billigen Schweizer Jugendschriften und andern guten Büchern. Wir werden daher auch im Sommer unsere Schulbüchereien öffnen müssen. Pflicht vieler Eltern aber ist es, in vermehrtem Maße dem reisenden Kinde mit jugendlichem Empfinden auch in seine Gedanken- und Gefühlswelt hinein zu folgen und in löblichen Feiertunden den Lesestoff gemeinsam zu erleben und zu vertiefen.

Alle vereinten Anstrengungen von Schule und Wohnstube aber werden keine durchgreifende Wirkung ausüben, wenn es der Behörde nicht endlich gelingt, den Verkaufsstellen den zweifelhaften Handel und Ausleihverkehr mit diesen deutschen Erzeugnissen zu verbieten. Immer wieder werden Halbweilige, die die Schule nicht mehr zur Rechenhaft heranziehen kann, durch ihr Geld sich den prickelnden Nervenstachel dieses Lesestoffes verschaffen wollen. Immer wieder werden sie im Bewußtsein ihres schlimmen Handelns schulpflichtige Kameraden mit hineinziehen, und wir werden in regelmäßigen Zeitabständen wieder vor der Tatsache stehen, daß solche Verbrecherbündchen, schmutzig und zerlesen, zu Hunderten im Verdeckten unter unserer Schülerschaft herumgehoben werden.

Vokales.

Die Straßenbauten in Wollishofen. Zu der in Nr. 1322 erschienenen Einsetzung betr. Die Straßenbauten in Wollishofen werden wir von beteiligter Seite um Ausnahme folgender Ergänzungen ersucht: Tatsache ist, daß der Ausbau des Teilstückes Morgenthal-Strasse nicht in dem gleichzeitigen Tempo vor sich geht, wie der Ausbau der äußern Albi-Strasse, was aus betriebstechnischen Gründen rein unmöglich wäre, handelt es sich doch auf der obern Strecke um die Schaffung einer gänzlich neuen Linie, die durch keinen Verkehr behindert war, während auf der untern Strecke die Aufrechterhaltung des Verkehrs einen etappenweisen, beschämten Ausbau bedingte. Ferner wird übersehen, daß trotz den großen technischen Fortschritten beim Beton immer noch eine 14tägige Erhärtungsfrist abgewartet werden muß, bis der Verkehr über den neu erstellten Geleisestrag geleitet werden darf. Gerade bei einem forciert organisierten Baubetriebe sind infolge der absolut notwendigen Abbindezeiten Unterbrüche und Stillstände nicht zu vermeiden. Andererseits ist darauf aufmerksam zu machen, daß infolge der vielen inszwischen in Angriff genommenen Neubauten an der untern Albi-Strasse bedeutende Anpassungsarbeiten und unworhergesehene Anschlüsse zu erfüllen sind, die das feinerzeit aufgestellte Bauprogramm wiederholten Abänderungen unterworfen. Das von der Bauleitung sorgfältig ausgearbeitete Arbeitsprogramm sah eine Beendigung der Arbeiten auf Ende dieses Jahres vor, und trotz einer mehrwöchentlichen späteren Inangriffnahme der Arbeiten wird die Unternehmung die ihr übertragene Arbeit schon in wenigen Wochen gänzlich zum Abschluß bringen, dank den Witterungsverhältnissen und der straffen Organisation. Nicht zu übersehen ist, daß zu den vorgeesehenen Arbeiten noch bedeutende Mehrarbeiten hinzugekommen sind, indem mit den in Ausführung begriffenen Arbeiten auch eine Geleisenverlegung eines weitem Stückes der Seestrasse durchgeführt wird, wobei bereits die in Aussicht stehende Beseitigung des Bahnüberganges an der Bachstrasse berücksichtigt wird. Dies in Würdigung der Verdienste der Bauleitung wie der Bauunternehmung, die ebenso wie die Aufstörer im eigenen Interesse den Wunsch haben, derartige Umbauten in möglichst kurzer Zeit auszuführen, was auch in diesem Falle zum großen Teil durch Anwendung modernster Hilfsmittel und zielbewußter Organisation gelungen ist. Die in den letzten Wochen nach Ablauf der Erhärtungsfristen für den Tramveton erfolgten Fortschritte beweisen am deutlichsten, daß der Vorwurf einer stiefmütterlichen Behandlung der untern Teilstrecke selbst bei den verwöhnten Wollishofern zu Unrecht besteht. Man vergleiche nur einmal den Fortgang der Arbeiten bei Straßenbauten in andern Kreisen der Stadt Zürich!

Kinematographisches.

Erster Film der Pol-Tragödie. f. s. Im Marble Arch-Kavillon-Kino in London ist der Film des russischen Filmfliegers Tschuchnowski zu sehen. Das erste Bild zeigt den Piloten, die beiden folgenden die Fahrt über die Eiswüste mit ihren Eisböden und den schwarzen Bruchstellen des Wassers. Das Ganze bietet einen unbeschreiblich trostlosen Eindruck. Dann erscheint die Szene mit der Gruppe der Schiffbrüchigen. Das Flugzeug führt einen Sturzflug aus, und man sieht drei Figuren scheinbar sehr nahe. Die mittlere ist stehend und hat die Arme ausgebreitet. Dann faßt der Sad mit den Lebensmitteln herab, der etwa 50 Meter von der Gruppe entfernt in das Eismeer niederfällt. Die Szene ist so kurz (der ganze Film dauert nicht länger als fünf Minuten), daß man sie etwa dreimal hintereinander auf denselben Streifen kopiert hat. Der Film gelangte im Flugzeug nach London und wurde letzten Montag zum ersten Mal gezeigt.

Unglücksfälle und Verbrechen.

Sturz aus dem Fenster. Genf, 27. Juli. Das sechsjährige Mädchen Marguerite Waffelin stürzte von dem Fenster der im zweiten Stockwerk gelegenen Küche auf die Straße hinunter. Es wurde mit schweren Verletzungen ins Spital verbracht.

Der 7 Jahre alte Knabe Adrien Dubois stürzte ebenfalls aus einem Fenster der elterlichen Wohnung. Er zog sich einen Schädelbruch zu. Sein Zustand ist ernst.

Reklameteil.

Elegante Armbanduhren



Photo-Arbeiten

sorgfältig ausgeführt in die Sommerferien geschickt durch

WALZ

Photo-Spezialgeschäft in St. Gallen